

BÄRENKLAU EXKLUSIV

RICHARD HEY

ROMAN

EIN
UNVOLLKOMMENER
LIEBHABER

BÄRENKLAU EXKLUSIV

RICHARD HEY

ROMAN

EIN
UNVOLLKOMMENER
LIEBHABER



Richard Hey

Ein unvollkommener
Liebhaber

Roman

BÄRENKLAU EXKLUSIV

Impressum

Copyright © by Authors/Bärenklau Exklusiv

Cover: © by Steve Mayer, 2022

Korrektorat: Antje Ippensen

Verlag: Bärenklau Exklusiv. Jörg Martin Munsonius
(Verleger), Koalabärweg 2, 16727 Bärenklau. Kerstin
Peschel (Verlegerin), Am Wald 67, 14656 Brieselang

Die ausgedachten Personen haben nichts mit
tatsächlich lebenden Personen zu tun.

Namensgleichheiten sind zufällig und nicht
beabsichtigt.

Alle Rechte vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

[Impressum](#)

[Das Buch](#)

[Erster Teil: HUMBOLDTS HÖHLE](#)

[1.](#)

[2.](#)

[3.](#)

[4.](#)

[5.](#)

[6.](#)

[7.](#)

[8.](#)

[9.](#)

[10.](#)

[11.](#)

[Zweiter Teil GUDIMA, UNGEHEILT](#)

[12.](#)

[13.](#)

[14.](#)

[15.](#)

16.

17.

18.

19.

Der Autor Richard Hey

Von Richard Hey sind folgende Romane
und Kurzgeschichten ebenfalls erhältlich
oder befinden sich in Vorbereitung

Das Buch



Eigentlich entspricht er dem weiblichen Wunschbild vom »neuen Mann«: Er ist sensibel, einführend und phantasievoll, er begehrt und liebt die Frauen, ist nicht besitzergreifend, nicht eifersüchtig. Dennoch kann er die, die er liebt, nicht halten, und er ahnt, dass Frauen bei aller

Lust an der Freiheit Entschiedenheit bei ihm vermissen: Hannah, die extravagante Jüdin mit traumatischen Kindheitserinnerungen, seine Lebensgefährtin aus »Humboldts Höhle« in Frankfurt, die es immer wieder zu Ahmed nach Marokko zieht, Saskia, die junge schwäbische Schlagzeugerin mit den exotischen Ahnen, und Meta, Mezzosopran im Opernchor.

Karl Werres, genannt Charlie, ist Musiker, er spielt Cello, Jazz, Rock und Klassik, manchmal auch im Frankfurter Jazzkeller.

An seinem 50. Geburtstag beginnt er zu erzählen – von seiner Kindheit, von der ererbten »krummen Million«, von seinen Gefühlen, Einsichten, Bedürfnissen, von der Suche nach seinem Doppelgänger, der ihm Ärger mit der Polizei beschert, und immer wieder von seinen Frauen ...

Der Krimiautor Richard Hey hat sein bisher persönlichstes Buch geschrieben, einen erotischen Roman im Sinne einer Utopie, weil er vielfältige Versuche beschreibt, ohne Eifersucht, ohne Besitzanspruch und ohne Gewalttätigkeit miteinander zu leben. Ein Liebesroman mit grellen und leisen Tönen, an dessen Ende der Held feststellt, dass nur eine Frau den bedrohten Planeten retten könnte.

Erster Teil: HUMBOLDTS HÖHLE

1.

Mal sehn, wie's weitergeht, dachte ich am Morgen nach meinem fünfzigsten Geburtstag. Das weiß ich noch. *Und keine Bilanz. Bilanz*, dachte ich, *kann machen, wer untergegangen ist. Oder berühmt geworden. Oder unheilbar krank – sagen wir: gelähmt. (Wenn ich meine Hände nicht mehr bewegen könnte!)* Nichts davon traf auf mich zu oder hatte ich zu erwarten.

Ich bin nie aufgefallen.

Als Kind war ich ungewöhnlich schüchtern und zugleich ungewöhnlich neugierig, ja gierig. Beide Eigenschaften bekämpften sich rücksichtslos in mir. Dies ständige herrschsüchtige Wüten, dessen Zeuge und Opfer ich war, machte mich wortkarg und großäugig, verlangsamte meine Bewegungen. Infolgedessen galt ich früh als ausgeglichen, friedlich, über meine Jahre hinaus gereift.

Ich erinnere mich; einmal zersprang ich vor Begierde, die Brüste einer Tante zu berühren, die zu Besuch gekommen war. Gleichzeitig hatte ich unüberwindliche Hemmungen, ihr die Hand zu geben. Zitternd (aber ich unterdrückte das Zittern sofort) schob ich mich rückwärts durch die nächste halboffene Tür und stand in der Küche neben dem Sonntagspudding.

Auf der Stelle wollte ich ihn verschlingen, voller Verzweiflung, ganz und gar. Natürlich blieb er unberührt wie die Brust der Tante. Mit einem Glas Milch als

Willkommenstrunk für den Besuch kehrte ich zurück, die Hand wurde brav gegeben. »Was für ein lieber, höflicher Junge«, sagte die Tante und lachte.

Sorgfältig verbarg ich meine Phantasien, in denen ich kühner Revolutionär, gerechter Diktator und feuriges samenschleuderndes Genie war, das zu Füßen schöner Frauen Trompete blies.

Mein Vater, der nichts von mir begriff, sah seinen Sohn mit Wohlgefallen. »Den Jungen können wir guten Gewissens erben lassen, was ich so hart erarbeiten musste«, soll er, sagt meine Mutter, ihr öfters versichert haben. »Er wirft das Geld nicht zum Fenster raus.«

Wenn er geahnt hätte, wie sehr ich später dazu bereit war. Bloß unfähig, dafür auch nur das kleinste Fenster zu öffnen. Obwohl ich bald wusste, er hatte sein Geld nicht hart erarbeitet, sondern biedermännisch ergaunert, im November 38, dreieinhalb Jahre nach meiner Geburt, von seinem jüdischen Teilhaber, der ihm für drei Fahrkarten Frankfurt-Paris seine Anteile der Firma Speyer & Werres, Verpackungsmaterial, überließ und ihn damit in die Lage versetzte, Zulieferer der Wehrmacht zu werden sowie nach Krieg und Überwindung einiger magerer Jahre, einiger Unbill und vorübergehender Beschlagnahmen, auch wieder Zulieferer der Bundeswehr, da bestens eingeführt als zuverlässig, solide, verschwiegen.

Manchmal denke ich, es ist unmöglich, dass meine Mutter über ihren Mann nicht genau Bescheid gewusst hat. Oder über mich. Auch wenn er sich ebenso wenig über seine

Geschäfte äußerte wie ich mich über meine Phantasien. Aber sie widersprach weder ihm noch mir. Sie widersprach nie, aus Prinzip. Um unabhängig zu bleiben, wie sie mir eines Nachts, im Luftschutzkeller, wenige Minuten vor ihrem Tod, erklärte.

Ich war gerade neun, die Stadt brannte, mein Vater bewachte inzwischen eine Eisenbahnbrücke im Westerwald, wobei ihn zweifellos der Gedanke an die jüdische Million vaterländisch beflügelte, und das Haus stürzte über uns zusammen. Entsetzt, fasziniert, unversehrt hockte ich ein paar Stunden in Finsternis und Mörtelstaub neben dem Steinhaufen, der meine unabhängige Mutter begraben hatte. Und Papa, kurz von der Brücke beurlaubt, übergab mich einer Tante, deren Brüste mir nichts sagten.

Ihre wachsamen Augen zwangen mich, meine Unfähigkeit, Entscheidungen zu treffen, sorgfältiger zu kaschieren, als ich es unter den liebevoll abwesenden Blicken meiner Mutter hatte tun müssen. Immerhin, so was übt. Und als Kind hat man's ja zunächst auch noch leicht. Man tut, was einem gesagt wird.

Im Laufe der Jahre lernte ich dann, meine Unentschlossenheit mit Witz zu verbergen, mit ihr zu leben, als heiterer folgsamer Junge, als gelassener junger Mann. Oft wusste ich genauer als andere, was in einer bestimmten Situation zu tun oder zu vermeiden gewesen wäre. Entweder tat oder vermied ich's nicht, weil das, was dagegen sprach, für mich genauso viel Gewicht hatte wie das, was dafür sprach. Oder ich missachtete alle

Gegenargumente, weil ich einleuchtend fand, wofür ich mich zu entscheiden hatte.

Dann rechnete ich mit üblen bis verheerenden Folgen meiner richtigen Entscheidung. Die auch meistens eintrafen. Also tat oder unterließ ich gelegentlich was Beliebiges, um mich nicht entscheiden zu müssen, achtete nur darauf, dass es nach Entscheidung aussah. Das wurde allmählich anstrengend. Immer deutlicher empfand ich, so nicht mehr leben zu sollen. Andererseits, wollte ich wirklich was ändern?

Auch das nichts Besonderes. Ähnliche Probleme hat jeder, der in seine mittleren Jahre kommt. Aber bei mir lösten sie irgendwann das Bedürfnis aus, mich dauernd zu bewegen. Wo ich nun hinkam, rannte ich umher.

Meine Freunde gewöhnten sich daran. Ich blieb ja liebenswürdig und redete, meistens, gescheit. Auch die Frauen waren großzügig, hierin. Wie oft bin ich in den angenehmsten Momenten, aus den zärtlichsten Armen, vom Bett gesprungen! Bloß um mal eben durch Küche und Flur zu laufen.

Man kann auch das halbwegs kaschieren. »Möchtest du jetzt nicht was trinken, mein Herz?« In dieser Art. Seit ich Papas krumme Million tatsächlich geerbt habe, die ich niemals akzeptieren wollte, deren Zinsen ich aber dringend brauchte, weil ich unfähig bin, genug zu verdienen, und seit ich professionell Musik mache, gelingt es mir immerhin, mich gelegentlich ganz und gar für die Neugier zu entscheiden. Zum Ausgleich muss ich dann hinnehmen,

dass sich die Unentschlossenheit wochenlang wie nasser Flanell über meine Gier legt.

Ich fühlte den Flanell an diesem Morgen. Ich hatte ihn schon gestern gefühlt. Das war alles. Keine Bilanz, wie gesagt. Die üblichen offenen Posten einer üblichen Rechnung, nicht mal addiert. Was hätte eine Addition auch ergeben. (Zu wenig gelebt, zu viel getrunken, zu abhängig von Frauen, zu viel verrückte Musik.)

Auf dem flachen Dach der Tiefgarage unter meinem Balkon lagen neue Trümmer, und über dem Lietzensee stach die Märzsonne durch gehetzte Wolken. Die Dreckbrühe glitzerte fern zwischen immer noch kahlen Ästen, die sich pathetisch bewegten. So begann ich mein neues Lebensjahr.

Nachts zuvor, etwa um die Stunde meiner Geburt (falls Mama, die sich so oft geirrt hatte, auch in der Wahl ihres Mannes, ausgerechnet diesen Zeitpunkt richtig behalten haben sollte), war ein Wirbelsturm durch Berlin gefegt. Der fünfte oder sechste seit vorigem Herbst, seit ich angefangen hatte, mich in dem zerfallenden Kasten zwischen Komfort und Slum einzurichten, nicht im zehnten oder wenigstens siebten Stock, wie sich's für ein Hochhaus gehört, sondern bloß im ersten. Dafür Nachbar von Halima, Warschauer Ex-Covergirl.

Jeden Monat siedelte sie zweimal endgültig zu ihrem Freund nach Düsseldorf über, von Frau Lehnert, deren Schwiegertochter sie samt verstimmtem Klavier, heiserem Setter und vielen Perserteppichen hier abgestellt hatte,

und der sanften Jacqueline, die sich tagsüber jenseits des Aufzugs ohne Hast und Aids-Angst ihren Kunden widmete.

Ich hatte mir die Bettcouch schon fürs Schlafen zurechtgemacht. Sie beansprucht zwischen zerkratzter Balkontür und dem fleckigen, beschädigten Sperrholz des eingebauten Wandschranks die Hälfte des schmutzigg hell gestrichenen Ein-Zimmer-Appartements. In der anderen ist kaum noch Platz für Stuhl, Tisch, Cello und Regal. Ich lag da, nackt, allein, und las Zeitung, trank Cognac mit Selters und sah gelegentlich aus fünfzigjährigen Augen auf meinen fünfzigjährigen faltigen Bauch (No Sports!) und den fünfzigjährigen Schwanz, der auf der Innenseite des immer noch ansehnlichen fünfzigjährigen rechten Oberschenkels ruhte und so tat, als sei er kein halbes Jahrhundert alt, sondern höchstens zwanzig.

Der Tag war wie andere gewesen, mit normalen Beschäftigungen: im Keller üben, dem Flanell entkommen, hinter meinem Doppelgänger erst ergebnislos her telefonieren, dann ergebnislos herfahren, einem verlegenen Mann, der sich in der Tür geirrt hatte (diesmal war's einer in dunklem Zweireiher, etwa so alt wie ich, mit schwarzem Aktenköfferchen), den Weg zu Jacquelines Appartement gegenüber zeigen, Frau Lehnert, die manchmal nicht wusste, wo sie wohnte, aus dem Treppenhaus helfen, in dem sie verwirrt, mit ratlosem Hund, zwischen erstem und zweitem Stock auf und ab stieg.

Post war keine gekommen.

Da meine Geburtstage mir nichts bedeuten, bedeuten sie auch anderen nichts, ausgenommen Hannah. Aber die fuhr gerade in klapprigen Linien-Bussen durchs Atlasgebirge, sehr beschäftigt mit Ahmed Ben Mansour. Obendrein noch damit, den König, der Ahmed jahrelang eingesperrt hatte, sowie den Polizeichef, der ihn persönlich gefoltert hatte, zu einem Interview zu bewegen.

Ich hätte beunruhigt sein müssen. Aber was sie antrieb, diese klarsichtige Besessenheit oder soll ich sagen: eine Art irrational erleuchteter Vernunft – es hatte sie, bisher wenigstens, auch immer auf geheimnisvolle Weise geschützt, sie sicher durch haarsträubende Bedrohungen geleitet. Besonders durch solche, die sie selber verursachte.

Bevor sie abflog, hatten wir uns noch in *Humboldts Höhle* getroffen, und Hannah hatte gesagt: »Lach nicht. Aber was man in der Geburtstagsnacht tut oder träumt, hat Bedeutung.« Und hatte mich umarmt und gestreichelt. Die polnisch blauen Augen, orientalisch mandelförmig geschnitten, waren unter den tief in die Stirn hängenden schwarzen Haaren (silberne Strähnen dazwischen) voller alttestamentarischer Trauer: »Ich muss zu diesem Marokkaner. Weiß auch nicht, warum. Betrüg uns inzwischen nicht. Es langt, wenn ich das tu. Falls jemand von der Botschaft anruft, sag, ich bin schon unterwegs. Aber es wird keiner anrufen.«

Ich wollte gerade das Licht ausmachen, da hörte ich, der Wind nahm zu. Plötzlich heulte er laut durch alle Ritzen

und Schächte des Hochhauses. Ich ging in die Küche. Die ist so geräumig wie die Kombüse eines alten Fischkutters. Mehr als eine dünne Person hat nicht Platz. Wenn man das doppelt isolierte Milchglasfenster öffnen will, muss man den Wasserkessel vom Herd nehmen.

Dann sieht man auf die Kolonnen von vorbeirasenden, bremsenden, anfahrenden Autos, gegen die Ohren kracht der Verkehrslärm. Jetzt zischten Regenbögen über die dunkle leere Straße, prasselten im schwachen Ampel- und Straßenlampenlicht auf parkendes Blech. Keine Eva, keine Marie gegen einen Panda oder Kadett gelehnt, mit grellen Mini-Minis und Hotpants, auch sonst kein Mensch weit und nah, nur eine über die Kreuzung rollende Bierdose, die in Filmen auf Einsamkeit hinweist. Ich stand so da, lange, fast ohne Gedanken. Bis der Sturm mir eine Augenbrauengranne ins Auge zerrte und die Küchenlampe zu klirren anfang.

Ich schloss das Fenster, mit Mühe, ging zurück ins Zimmer und blickte durchs Balkonfenster in Richtung Lietzensee. Nichts war zu erkennen, nur finsterste Finsternis und irgendwo, weit entfernt, ein beharrliches, kleines Licht. Außer den Windgeräuschen hörte ich jetzt auch wohlbekanntes Knirschen, Gepolter, Gekrache. Der Sturm riss, wie schon oft, Stücke der morschen Außenverkleidung aus dem zwölften und dreizehnten Stock. Einige, bevor sie unten dumpf zerplatzten, verbeulten noch mit Kling-dsching-rums, unreines Ges, Es, D, mein eisernes Balkongitter.

Ich zog den Vorhang vor und legte mich wieder hin, jäh flanellbedeckt. Drei Minuten später fiel der Strom aus. Ich blickte durch den Vorhangspalt. Auch das beharrliche Licht war weg. Ich zündete die Kerze an, die seit dem ersten Stromausfall auf dem Hocker neben der Couch liegt. Dabei kam mir eine flanellvertreibende Idee:

Könnte nicht berechenbar sein, wie viele Stürme nötig sind, um in wie langer Zeit das regengeschwächte Hochhaus abzutragen? Mit Taschenrechner, Cognac, Selters, Bleistift und Papier machte ich mich im Kerzenlicht an die Arbeit.

Zu berücksichtigen war nicht nur die durchschnittliche jährliche Anzahl von Wolkenbrüchen und Stürmen über Berlin. Der Letzte hatte mit Teilen der Außenverkleidung auch schon ganze Betonbrocken von der Hochhaussubstanz abgerissen, aus der ständig feuchten Terrassenbrüstung nämlich, wo der Hochhauseigner früher seine Penthouse-Wohnung hatte, samt Rasen, Sauna und Hollywood-Schaukel.

Da war auch der jährlich runterfallende Betonschutt kubikmetermäßig hochzurechnen, der möglichst genau gemutmaßte Inhalt aller oberen Stockwerke ebenso zu berücksichtigen wie die Zermürbungszeit von Eisenbeton (siebzig Jahre, hatte ich gelesen), und mit all diesen Daten, Fakten, Hypothesen, beschleunigten und verlangsamten Abläufen war exakt zu jonglieren und zu extrapolieren.

Bei heruntergebrannter Kerze und zwischen leeren Flaschen hatte ich dann das Ergebnis: Mit sechs Stürmen

jährlich und annähernd konstanter Menge von saurem Regen könnte ich es nach einundvierzig Komma drei Jahren geschafft haben. Ich wäre oben und oben hieße: Oberhalb vom ersten Stock würde es kein Stockwerk mehr geben – vorausgesetzt, der Schutt wird wie bisher abgeräumt oder bricht durchs Flachdach in die Tiefgarage. Mit einundneunzig Jahren und vier Monaten endlich oben! Vorübergehend natürlich. Bevor das ganze Hochhaus in der Tiefgarage verschwände, müsste ich ausziehen. Aber einmal hätte ich, unterstützt von Naturgewalten, Luftverpesterern und Betonpfuschern, auf der obersten Plattform eines Hochhauses gelebt.

Auf einmal lag Saskia neben mir.

»Was willst du«, murmelte ich und küsste zitternd (aber ich unterdrückte das Zittern sofort) ihre wie immer zu grün getönten Augenlider, die nach Pistazien dufteten (bildete ich mir ein), und ihre kastanienroten Haare. »Du hast mich doch verlassen.«

»Aber geh«, sagte sie.

Sie stand zwischen den Gemüsebeeten von Kloster Eberbach und hielt meine Hand. Es war ein kühler Sommerabend mit ziehenden Wolken vor der untergehenden Sonne. Ich wusste, gleich würden wir uns im klammen Klosterbett umarmen, stundenlang atemloses Gefummel, Gewiege, Gestammel voller Hingabe und Süße, ohne Aufspringen und Hin- und Herrennen zwischendurch. Und am frühen Morgen würde Saskia anfangen zu schnarchen, ich würde es mit aller Anstrengung nicht für

Hindemiths Engelskonzert halten, trotz vergleichbarer Lautstärke, ich würde erschöpft an ihrem offenen Mund liegen, eine Hand auf der Wölbung ihres Beckens, wo sie die zarteste Haut hat, und ich würde schlaflos bleiben, mich nicht mehr bewegen, um sie nicht aufzuwecken, würde schlaflos leiden und schlaflos glücklich sein.

»Verlassen!«, schrie ich. »Du siehst doch, was aus mir geworden ist! Ich bin krank an dir! Impotent, ja! Alles in Unordnung! Mein ganzes Leben! Verstehst du?«

Sie saß auf dem Platz vor dem Dom von Mantua, mittags, unter milder Herbstsonne, die Schatten der Tauben glitten träge über die alten Steine, und sie trank Campari.

»Ei was nicht gar«, sagte sie, lachend.

»Ich hab mich doch entschieden!«, schrie ich. »Für dich!«

»Ah ja?«, flüsterte sie, Tränen in den Augen.

»Schneller konnte kein Mann«, schrie ich.

Sie lächelte.

Ich schrie und schrie.

Sie lächelte und lächelte.

Ich wachte auf, in gleißendes Licht getaucht.

Die Lampe neben der Couch hatte wieder Strom. Der Flanell hielt sich, die Neugier darunter auch. Ich war heiser, aber im gewohnten trügerischen Gleichgewicht.

Wenige Stunden später lag ich zusammengeslagen in einem Charlottenburger Hinterhof, zwischen Müllcontainern, auf den Resten eines verrosteten Kinderfahrrads, weil ein robustes junges Ehepaar mich für meinen Doppelgänger gehalten hatte.

Und wenige Wochen später wurde ich, zu meiner Überraschung und gegen alle Bedenken, aber auch ohne Begierde, eher aus Fürsorge oder Zerstreutheit, der Liebhaber meiner Tochter. Nein, eigentlich wurde ich's nicht. Ich weiß nicht, was ich da wurde.

2.

Humboldts Höhle nannte Hannah unsere Wohnung in Frankfurt. Wir hatten sie seit elf Jahren, im Parterre eines kleinen zweistöckigen Hauses, das um 1910 ein halsstarrer Architekt zwischen die bürgerlichen Mietshäuser der eng bebauten Humboldtstraße gezwängt hatte.

Kriege, Inflationen und Bauspekulanten waren nicht imstande gewesen, es zu vernichten. Unauffällig, mit bröckelndem Putz, hielt es sich, halb verborgen von wuchernden Vorgartensträuchern, und ließ den großen Garten hinter dem Haus nicht ahnen. Der war schon verwildert, als wir ihn an einem Spätsommernachmittag zum ersten Mal durch die schmutzigen Scheiben der Wintergartenfenster sahen.

Hannah stemmte die kreischende Wintergartentür auf, stieg über verrostete Eisenstufen hinunter und stapfte durch dichtes Gras, Haufen von welken Blättern, Gebüsche und Efeuranken, die von einer haushohen Platane herabhangen, zu einem moosüberwucherten, steinernen Brunnen.

»Alles verkommen«, rief sie mir zu. »Was da investiert werden muss!«

Der hagere alte Herr in Hut und geschlossenem Lodenmantel neben mir hüstelte. »Ich hätt genug Interessenten für die Wohnung, das werden Sie mir

glauben. Aber ich würd sie Ihnen lassen. Ich hab Ihren Vater gekannt. Ein aufrechter Mann.«

Er sah der zurückkehrenden Hannah entgegen, die Laub und Zweige aus ihren langen schwarzen Locken schüttelte.

»Die Dame macht Rundfunksendungen?«

»Ja«, sagte ich.

»Gespräche mit Leuten, die was zu erzählen haben, nicht wahr? Interviews, kulturelle und soziale Themen, ja?«

Ich nickte.

»Politik? Biographisches?«

»Auch. Kommt drauf an.«

»Worauf?«

»Ob sie's durchkriegt.«

»Sie ist nicht mit Ihnen verheiratet?«

»Nein.«

»Nun, dann können Sie sich's ja noch überlegen.«

Ich betrachtete das strenge knochige Altmännergesicht, dachte mit Unbehagen: *Hat er, aufrecht wie Papa, ebenfalls eine krumme Million zu vererben?* Verhandeln wir hier von krummer Million zu krummer Million?

»Vielleicht«, sagte der alte Herr, »hätt ich der Dame ja was zu bieten. Was sie durchkriegt. Ich hab genug erlebt, sag ich Ihnen, mehr als genug.«

Und zu Hannah, während er ihren Pullover anstarrte: »Die Frau Doktor, die hier gewohnt hat, war die letzten Jahre schon sehr hinfällig.« Er sah auf. »Da drüben stand der Sessel, in dem sie ihre Nächte verbrachte.«

»Kommen Sie«, sagte Hannah und nahm seinen Arm, »ich zeig Ihnen die feuchte Küchenwand. Da holt man sich glatt den Tod.«

Als er abwechselnd im Keller und beim Mieter im ersten Stock unter Regale und Spülbecken kroch, auf der Suche nach Hauptwasserhahn und defekten Abflüssen, tanzte sie mit mir durch die drei Zimmer, über krachende Bohlen, vorbei an rissigen Tapeten mit scheußlichen Mustern.

»Wir kriegen die Wohnung, wir kriegen den Garten«, sang sie mir ins Ohr. Die Haare flogen ihr um die Anna-Magnani-Nase, die kalmückischen Jochbeine glänzten, und ihre Augen funkelten.

»Magst du den Garten denn?«

»Dummkopf«, sagte sie zärtlich und drehte sich langsam mit mir in den Wintergarten. »Nach einem halben Jahr solltest du mich kennen. Eine alte Jiddsche macht runter, was sie unbedingt haben will. Das ist der schönste Garten, den ich je gesehen habe. Der muss noch viel wilder werden.

Und in der Küche, ach, ist mir doch egal, ob's da mal durchgeregnet hat oder was. Weißt du, was ich dem Alten gesagt hab?« Sie senkte die Stimme und hauchte dunkel, mit betörendem Vibrato: »Ich bring dir auch jeden Ersten persönlich die Miete, du kleines geiles vertrocknetes Naziarschloch.«

»Das hast du ihm gesagt?«

»Auf Polnisch natürlich.«

Nach einer Woche bekamen wir den Vertrag geschickt, per Adresse Hannahs Zweizimmer-Provisorium im spekulationsgepeinigten Westend. Ich lebte da mit ihr, seitdem feststand, dass ich nicht mehr zu Margaret und Muriel nach Hamburg zurückkehren würde und Hannah nicht mehr nach Wuppertal zu ihrem Friedensforscher, der sie bewusstlos geschlagen hatte, weil sie beim Frühstück zwischen zwei Toasts gesagt hatte, sie hätten wohl besser nicht geheiratet.

Das Haus sollte abgerissen werden, die Treppe war schon ohne Geländer, der Hof lag voller Schutt. Jugoslawische Demontagetrupps zertrümmerten im Auftrag des neuen Hausbesitzers Haustür und Kellerfenster, unmissverständliche Mahnung an uns, die letzten Mieter, endlich abzuhaufen.

Der fünfundzwanziggeschossige Hochhausbau mit Wolken spiegeln der himmelimitierenden Glasfassade, der heute unverkäuflich rumsteht, wurde damals mit Energie geplant. Wir zahlten keine Miete, warteten auf Hausbesetzer, die nicht kamen, und schickten Zahlungsaufforderungen des Hausbesitzers zurück.

Trotzdem zögerte ich, den Mietvertrag für Lodenmantels Wohnung zu unterschreiben.

Ich saß um diese Zeit jeden Tag in einer verwüsteten, leeren Mansardenwohnung auf einem vergessenen Stuhl und schlug mich mit Bach und Brahms herum, probierte Tontricks für meine Sorte Jazz-Rock, ohne Verstärker, Moog & Modul (alles noch in Hamburg beim Spediteur auf

Lager), während Hannah zwei verlassene Stockwerke tiefer einen Reisebericht für irgendein liberalprotestantisches Blatt in ihre alte Olivetti hackte.

Ich weiß noch, wir hatten ziemlich warme schwüle Tage, mit dünnem, hellgrauem Himmel über der Stadt, was bedeutete, dass es unter dem Dach unerträglich heiß und stickig wurde. Also spielte ich nackt, lief schon nackt, nur in Sandalen, an der halbnackt schwitzenden Hannah vorbei über die scherbenbedeckten Stufen nach oben, mit meinen drei Instrumenten: Cello, Cognac, Selters, und Pause machte ich nur alle anderthalb Stunden, um die warmgewordene Seltersflasche durch eine aus dem Kühlschrank zu ersetzen.

Einmal schiffte ich in die Regenrinne, das Klo hatten sie längst rausgerissen. Aber Hannah schrie von unten, ob ich verrückt bin, die Seeche pladderte ihr aus der rostzerfressenen Rinne auf den brüchigen Balkon neben die Olivetti. Und sie sei weder fortschrittlich noch verklemmt genug, auch meinen Urin zu lieben.

Könnte an diesem Tag gewesen sein, dass wir anschließend zum Rundfunk gingen, ich erinnere mich, sie riss ein Blatt aus der Maschine und wischte wütend darauf rum. Denn ihr Reisebericht sollte eventuell auch gesendet werden. Deshalb schleppte sie einen Haufen Kassetten mit Original-Ton-Aufnahmen mit.

Und ich wollte mich inzwischen erkundigen, ob jemand schon mal das letzte Gedicht von Hölderlin vertont hätte. Bei der E-Musik wussten sie's nicht, und bei der U-Musik

grinsten sie: na er selbst doch, und fanden sich witzig. Ich sagte, dass ich nicht den U-Sänger meinte, sondern den E-Dichter, und die sagten, E-Dichter kämen als Textlieferanten für Rockmusiker wohl weniger in Frage, und ich sagte, da seien sie ja wohl ganz schön hinterm U-Mond, und schmiss eine Tür, ich, der Höfliche.

Und Hannah, die Unangepasste, Widersetzliche, hatte inzwischen mit damenhaftem Lächeln und liebenswürdiger Konversation den Feature-Auftrag an Land gezogen.

Als wir zurückkamen (ich glaube, wir redeten über das große Fressen, dass wir uns am Abend auswärts leisten wollten), da lagen im Hof noch mehr Trümmer als zuvor, und das Haus schien in einen zarten rosa Schleier gehüllt.

Kein Strom.

Aber Wasser lief noch.

Hannah machte sich sofort auf die Suche nach dem verschwundenen Licht. Es gibt nichts, was sie nicht (wieder) elektrifizieren kann, keinen verborgenen Schalter, den sie nicht entdeckt, keine Leitung, die sie nicht flickt oder anzapft. Ich kam dafür nicht in Frage, meine elektrischen Grenzen sind bekannt, schon zweimal hatte ich durch Kurzschlüsse (wahrscheinlich mit Hilfe von Selters und Cognac) die Verstärkeranlagen in Brand gesetzt.

Ich wollte wieder an meine Musikprobleme, und während Hannah im Fäulnisgestank des Kellers schon Kabel sortierte, warf ich, was ich anhatte, aufs rosagetupfte Bett und rannte nackt hinauf. Da sah ich dann, was wir schon

von der Straße hätten sehen können, wenn uns eingefallen wäre, auch nach oben zu blicken und nicht nur in den Hof: das Dach war weg. Die Jugos hatten alle Dachziegel und Dachluken zerschlagen, gründliche Arbeit, in großer Geschwindigkeit ausgeführt.

Notenpult, Bach, Brahms und Stuhl lagen unter Massen zerbrochener Ziegel- und Glasscherben im rötlichen Staub begraben. Ich blickte durchs Holzgerippe des Dachs in die Nachmittagssonne am jetzt klaren Himmel. Dabei entdeckte ich oben auf dem Gerippe, vor dem Schornstein, die kleine hölzerne Plattform für den Kaminkehrer. Und merkte zugleich, ich bekam eine Erektion.

Ratlos, in beiden Händen meine Instrumente, betrachtete ich, was sich unpassend spannte und hob. Ich hatte nicht den Eindruck, dass es zu mir gehörte. Ohne mein Wissen stimuliert (mechanisch, wie im traumlosen Schlaf), stand ich auf Schutt, Nase und Mund voller Staub, und fragte mich, welche sexuellen Reize denn hier verdammt im Trüben fischten und mir an meinem Bewusstsein vorbei in die Spermien fuhren, dass die Brüder sich zum Absprung fertig machten. Die absolut falsche Reaktion auf was immer es sein mochte.

Dann kam ich drauf. Der Staub! Oh Gott, der Staub. Den kaute auch der Neunjährige, der verklebte ihm in jener Nacht der Finsternis die Atemwege, mit Todesangst neben der erschlagenen Mutter. Irgendwo in einem abgelegenen Winkel meines Gehirns war wohl diese Erinnerung gespeichert, mit dem Zusatz: Nichts ist bedrohlicher.